

IN DIESER AUSGABE

Die ungewöhnlichen
Methoden des
Herforder Schulmeisters
Jakob Montanus
im Studentenhof
SEITE 2

Warum die Herforder
Juden ihre Mikwe
an der Kleinen Werre
in der Neustadt
bauten
SEITE 3

Im Fahrbericht:
Die Rangierlok
KöF Nr. 10 der
Kleinbahn – ein
Dauerläufer auf Schienen
SEITE 4

Einwanderer und ihre Ge-
schichte: Warum Keyla
aus der Dominikanischen
Republik
nach Spenge kam
SEITE 5

Zurückgedacht:
Wie die Hühner in Spenge
das Treppensteigen
lernten
SEITE 6

Martin Siekmann
und die Rettung
der Westfälischen
Totleger
SEITE 7

Aufruf: Experten
gesucht für Plattdeutsch
für Anfänger in
der Volkshochschule
SEITE 8

Das Gedenkbuch
für die Vlothoer Opfer der
Judenverfolgung
SEITE 8



Mit Panzerknackermaske: Waschbären haben mit hohen Bäumen kein Problem. Jedes Jahr werden kreisweit über 70 geschossen. FOTO: KRIESTEN

Amerikaner mit Ringelschwanz

In jedem Ort des Kreises Herford kann man heute Waschbären antreffen

VON ECKHARD MÖLLER

Heimlich, still und leise hat ein mittelgroßes Säugetier mit Ringelschwanz das Ravensberger Land erobert: Waschbären, die ursprünglich aus Nordamerika stammen, dürfte es mittlerweile überall im Kreis Herford geben, zumindest wenn Gehölze oder Wälder in der Nähe sind.

Die grauen Pelztier sind fast ausschließlich nachts aktiv und deshalb nur schwer zu sehen. Es gibt erst sehr wenige Sichtbeobachtungen aus dem Kreisgebiet. Die interessantesten gelangen im letzten Jahr den beiden Herforder Schülern Patrick und Rene Niemann, die in einer hohlen alten Vogelkirsche in der Feldflur von Bischofshagen drei frisch geborene Waschbär-Junge, die noch blind waren, samt ihrer Mutter entdeckten.

Die Jungen waren etwa so groß wie Ratten und offenbar erst wenige Tage alt. Sie wurden von dem weiblichen Tier dort

versorgt und haben später mit ihr die Kinderstube in der Kirche verlassen.

Der Löhner Biologe Burkhard Kriesten berichtete schon 2007 von drei Jungtieren, die nahe der Elsemündung in einer großen Baumhöhle mehrfach gesehen worden waren.

Der erste sicher im Herforder Kreisgebiet belegte Waschbär ist Anfang der 1990er Jahre auf der Dornberger Heide in Exter von einem Auto überfahren und danach für den zuständigen Jagdpächter Hermann Daube ausgestopft worden (HF berichtete in Nr. 6).

Aus den Jahren davor gab es nur unbestätigte Sichtbeobachtungen. So soll damals ein großes Tier mit einem geringelten Schwanz auf der Autobahn A30 in Gohfeld überfahren worden sein. Es war allerdings so zerquetscht, dass man nichts mehr erkennen konnte.

Zu der Zeit war noch keiner von den heimischen Jägern geschossen oder in einer Falle gefangen worden. Der erste geschossene Waschbär tauchte auf

den Streckenlisten erst 1999 auf. Zusätzlich waren zwei Verkehrsoffer gefunden worden – alle drei in Uffeln.

Im folgenden Jahr wurden zwei in Holsen erlegt und wieder einer in Uffeln überfahren. Seit etwa fünf Jahren nimmt die Zahl der von den Kreis-Jägern gemeldeten Tiere rapide zu und liegt jetzt schon bei über 70 pro Jahr. Landesweit waren es immerhin 5467, davon 320 sogenanntes „Fallwild“ (meist von Autos getötet).

Säugetier-Fachleute gehen davon aus, dass die allermeisten der bei uns lebenden Waschbären auf zwei trüchtige Weibchen und zwei Männchen zurückgehen, die am Ende April 1934 von dem Geflügelzüchter Haag am hessischen Edersee ausgesetzt worden sind – mit Genehmigung der Nazi-Jagdbehörden.

Sie sollten wohl der Grundstock sein für eine willkommene Bereicherung der heimischen Fauna und eine attraktive Jagdbeute. Gegen Ende des Krieges hatten ihre Nachkommen die NRW-Kreise Brilon, Meschede

und Wittgenstein erreicht.

Waschbären sind Allesfresser. Sie ernähren sich von Eiern und Jungvögeln, Mäusen, Regenwürmern, Molchen und Fröschen, Fischen und Insekten, aber auch von Obst, Früchten, Nüssen, Bucheckern und Eicheln, Mais, Hafer und – Pressfutter für die Tierhaltung.

Vom Typ her sind sie keine Jäger, sondern Sammler, die auf der Suche nach Fressbarem sind. Aber anders als die heimischen Dachse, die ein ähnliches Nahrungsspektrum haben, können sie auch auf Bäume klettern.

Niemand wird sie wieder aus der bei uns freilebenden Tierwelt entfernen können. Sie haben ihre Nische gefunden und kommen gut mit der Landschaft und ihren Angeboten klar. Massive Verluste können sie nur in Vogelkolonien anrichten, wenn sie von ihnen zu erreichen sind, etwa an der Küste.

Größere ökologische Schäden sind von den Waschbären hier bei uns nicht zu erwarten. Sie sind jetzt ein Teil der heimischen Fauna.

Die Schulbücher des Jacobus Montanus

Leben, Lehren und Lernen am Herforder Studentenhof im 16. Jahrhundert

VON MICHAEL BALDZUHN

In der Kirchengeschichte Herfords hat Jacobus Montanus einen festen Platz. Als Mitglied des Konvents der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ steht er schon 1523 in Briefkontakt mit Luther. In den Folgejahren trägt er wesentlich zur Verbreitung der Lehre aus Wittenberg unter seinen „Brüdern“, den Fraterherren, bei.

Weniger als der Reformator ist der Schulmann Montanus bekannt. Als solcher stand er seit den 1520er Jahren einer in der Region einzigartigen Schule vor: dem Studentenhof in Herford.

Von Rom aus hatte der päpstliche Protonotar und gebürtige Herforder Hermann Dweg diese Einrichtung 1430 gestiftet. Das Haus seiner Schwester in Herford, so bestimmte sein Testament, sollte je zwei Schüler aus Herford sowie Breslau, Deventer, Köln, Lübeck und Lüttich aufnehmen.

Dort sollten sie von einem „Rektor“ in den Anfangsgründen der Grammatik unterwiesen werden – zur Vorbereitung auf das Studium an der Kölner Universität. Montanus ist der erste namentlich bekannte Rektor des Hauses, das in der Nähe der Fraterherren am Holland lag.

Mehrere deutsche Stadtarchive bewahren bis heute zahlreiche Quellen zur Geschichte des Studentenhofs. Aus ihnen geht etwa hervor, dass man um die korrekte Verwendung der Stiftungsgelder immer wieder gestritten hat.

Von der inneren Geschichte der Stiftung berichten sie nur wenig: Auf welche Weise am Holland gelebt, gelehrt und gelernt wurde. Aber hier sind Quellen überhaupt rar. Denn wer verwahrt schon seine alte Schulhefte aus frühen Unterrichtstagen für die Nachwelt?

Doch es gibt diese Quellen - in Form der Lehrwerke aus der Feder des humanistisch-gelehrten Montanus. Seinen Büchern ver-



Stadtplan von 1638: Der rechte Kreis markiert die Lage des Fraterhauses. In seiner Nähe befand sich der Studentenhof. Der linke Kreis weist auf das Sustersnhus, an dem Montanus als Beichtvater tätig. Bei dem oberen Wasserlauf handelt es sich um die alte Werre (Bowerre), bei dem mittleren um die Kleine Werre, beide heute zugeschüttet, bei dem untersten um die heutige Werre. Oben links ist der Neue Markt.

dankt er schon unter seinen Zeitgenossen einen klangvollen Namen, so dass im 16. Jahrhundert gleich mehrfach Verzeichnisse seiner Werke angelegt wurden, die man von Maria Laach bis nach Basel registrierte.

richtiges, sondern um abwechslungsreiches, stilistisch ansprechendes Latein.

Zuletzt hat sich der Fraterherr an ein echtes Großprojekt gewagt: eine Überarbeitung des lateinischen Wörterbuchs der Zeit

Studentenhofwohnenden Schülern, seinen lieben Hörern“ die „Elegantiae terminorum“ des italienischen Humanisten Valla, die er 1521 herausgibt. Und seiner „Centuria epistolarum formularium“ („Eine Hundertschaft Briefformeln“) von 1525, die beim Verfassen lateinischer Briefe helfen will, geht eine Widmung an den Rektor der Münsterschule voran.

Mit der „Centuria“ wagt ihr Verfasser ein Experiment. Statt eine systematische Lehre von der adressatengerechten Gestaltung eines Briefes vorzulegen, präsentiert er seinen Schülern 100 Beispielbriefe, die aus der Feder von Schülern am Studenten- hof oder von deren Eltern zu stammen scheinen. Damit knüpft er an die täglichen Erfahrungen seiner Schützlinge an - ein damals nicht selbstverständliches didaktisches Gebot.

Römische Studienstiftung mit europäischer Ausrichtung

Neben religiösen Werken, darunter Lebensbeschreibungen der Heiligen Elisabeth und des Apostels Paulus, schrieb Montanus Hilfsmittel für das Erlernen der lateinischen Sprache. Manchmal bieten sie nur schlichte Tabellen mit Beispielen für die Beugung von Substantiven und Verben. Daneben veröffentlichte er umfangreiche Sammlungen lateinischer Phrasen: Hier geht es ihm nicht um

schlechthin, des „Calepinus“, die 1534, kurz vor seinem Tod, in den Druck geht.

Mit seiner Überarbeitung des „Calepinus“ wendet sich Montanus an die gesamte gelehrte Welt, während seine anderen grammatischen Schriften eher an ein Publikum vor Ort gerichtet sind. Zwei sind besonders eng mit seiner Herforder Lehrtätigkeit verbunden. So widmet er „seinen eifrigen in Herford im

Schülernähe erreicht Montanus noch auf einem zweiten Weg. Denn obwohl Sprachunterricht im 16. Jahrhundert immer Lateinunterricht meint und auch die entsprechenden Lehrbücher in lateinischer Sprache verfasst sind, erscheinen die Briefmuster der „Centuria“ in der Volkssprache. Das heißt in Herford damals: in niederdeutscher Sprache, dem Vorläufer dessen, was man heute Plattdeutsch nennt.

Die Briefe erscheinen statt in der europäischen Gelehrtensprache schlechthin in der Muttersprache der Schüler, die sie doch für ihr Universitätsstudium gerade hinter sich lassen sollen. An den Universitäten werden Vorlesungen noch bis ins 17. Jahrhundert hinein nur in Latein gehalten. Erst die Erläuterungen, die Montanus auf jeden Brief folgen lässt, lösen dieses Rätsel. Denn sie sind auf Lateinisch verfasst. Damit wird die Anlage der Briefsammlung erst richtig verständlich: Die Erläuterungen sollten den Schülern helfen, die niederdeutschen Briefe ins Lateinische zu übersetzen.

Mit dieser Anlage präsentiert sich die „Hundertschaft Briefformeln“ als ein bildungsgeschichtlich wie für die Literatur- und Sprachgeschichte des niederdeutschen Raumes einzigartiges Werk. Aber auch dem Herforder Lokalhistoriker bereiten ihre Briefe manche Überraschung.

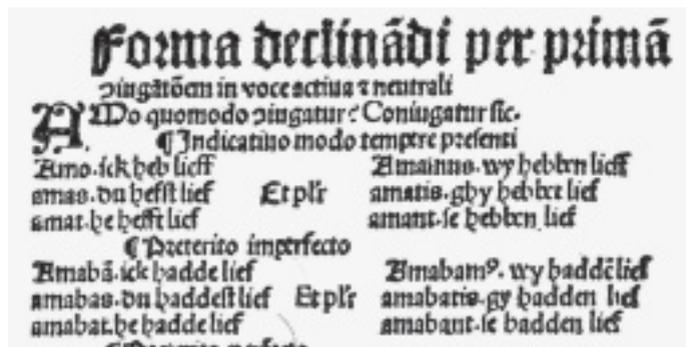
So erfährt man aus ihnen, dass auch die Herforder Studenten einmal im Jahr das in ganz Europa verbreitete Bischofsfest feierten: Sie ernannten einen der Ihren spaßeshalber zum „Schülerbischof“, der dann einen ganzen Tag lang über den Studentenhofherrschen durfte.

Die Feierlichkeiten der Herforder Vision zum Gedenken an die Marienerscheinung auf dem Stiftberg stellten auch 1525, Reformationstreitigkeiten hin oder her, die ganze Stadt auf den Kopf. Bei schönem Wetter trieben die Schüler sich gerne auf den Wiesen am Lübberbruch herum - wenn es draußen kalt war, froren sie in ihren Kammern wie die Schneider.

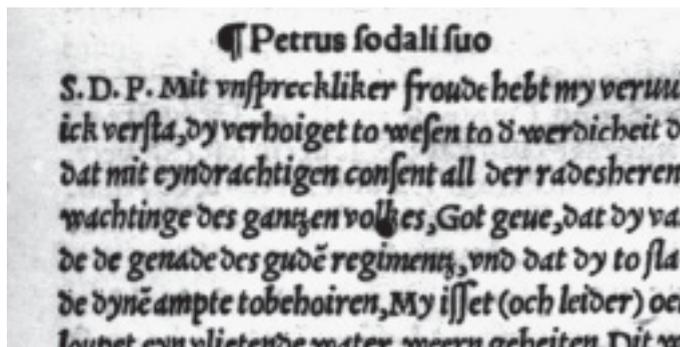
Lehren, Leben und Lernen am Studentenhof im 16. Jahrhundert: Wer davon aus erster Hand erfahren will, schlage die Bücher des Montanus auf.

Der Autor

Dr. Michael Baldzuhn ist Privatdozent und lehrt als Germanist an den Universitäten Hamburg und Münster. Er lebt in Herford.



Amo, amas: Beginn der 1513 gedruckten „Forma declinandi per primam conjugationem“ mit Konjugationstabellen. Als Musterbeispiel wird *amare* (lieben) benutzt: *Amo: ick heb lief, amas: du hefft lief...*



Aus Montanus' „Centuria“: Ein Petrus berichtet einem Gefährten von einem im Eis der Werre eingebrochenen und ertrunkenen Verwandten – so will der Lehrer Schülernähe erreichen.

Die Mikwe befand sich in der Neustadt

1838 ließ der jüdische Gemeindevorsteher Raphaelson ein Badehaus an der Kleinen Werre anlegen

VON CHRISTOPH LAUE

Bei Bauarbeiten an der Erfurter Krämerbrücke am Ufer der Gera haben Archäologen 2007 eine sensationelle Entdeckung gemacht. Sie fanden die außerordentlich gut erhaltenen Überreste eines mittelalterlichen jüdischen Bades, einer so genannten Mikwe, wohl aus der Zeit um 1250. Es handelte sich um einen zweitstöckigen Kellerbau aus sorgsam behauenen Natursteinen mit einem Tonnengewölbe. Erfurt hatte im Mittelalter bis zu einem Pogrom von 1349 eine der größten jüdischen Gemeinden.

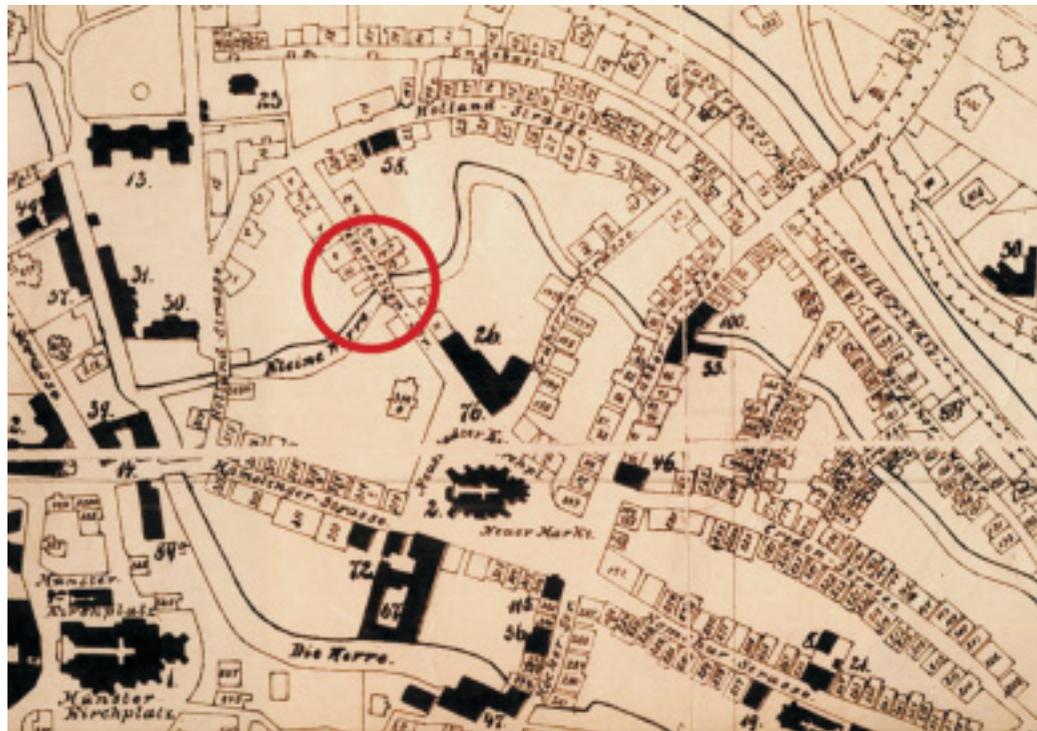
Auch in Herford dürfte es bereits im Mittelalter eine Mikwe gegeben haben. Als nach dem 30jährigen Krieg sich wieder Juden in Herford niederlassen durften, war ihnen verboten, eine eigene Gemeinde zu bilden. Sie besaßen aber einen Gebetsraum, im 18. Jahrhundert lag dieser an der Johannisstraße.

Ob sich bereits dort eine Mikwe befand – die Bowerre lag in der Nähe – ist nicht erwiesen. Doch als die sich stark vergrößerte Judenschaft 1816 eine verfasste Gemeinde bilden musste, plante sie auch den Bau einer Synagoge und eines Badehauses.

Bisher gab es nur Vermutungen zu dessen Lage. Doch Archivalien im Centrum Judaicum



Weg zum Badehaus: Vor diesem Haus (vorn) an der Petersilienstraße ging es links zur Mikwe.



Der Standort: Die Neustadt (unten Mitte der Neue Markt) wird von der Kleinen Werre durchflossen. Sie brachte das für die Mikwe vorgeschriebene fließende Wasser. Auf dem Plan von 1895 ist zwischen Kleiner Werre und dem Haus Petersilienstraße Nr. 4 noch ein Gebäude zu erkennen

Berlin bringen den Beweis: Die Herforder Mikwe entstand an der heutigen Petersilienstraße 4, früher Herford Nr. 10, an der sogenannten „Kleinen Werre“.

Hier hatte der Handarbeiter Johann Christian Sperling 1810 ein Haus mit Scheune erworben. Im November 1838 schloss er mit dem Kaufmann Levi Raphaelson, dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde, einen Mietvertrag über „einen kleinen Platz ... nämlich denjenigen Stück Landes welches sich etwa 18 Fuß lang und 11 bis 15 Fuß breit, zwischen der sogenannten Kleinen Werre und zwischen der Scheune des Sperling befindet, auf vier und zwanzig Jahre von jetzt an gerechnet.“

Raphaelson musste jährlich zwei Taler Miete zahlen. Dafür gestattete Sperling, „das der Raphaelson auf diesem Platz ein Badehaus errichtet und zu diesem Behuf die Wand der Scheune mitbenutzt und das Scheunendach über das zu erbauende Badehaus fortsetzt und damit in

Verbindung bringt, und darf der Sperling also so lange dieser Miethscontract währt, die Scheune nicht abbrechen.“

Der Vertrag wird im August 1839 ins Hypothekenbuch eingetragen. Inzwischen war Sperling gestorben und der Besitz mit dem Mietvertrag auf seine Tochter Johanne übergegangen.

Nach dem in Berlin aufbewahrten „Verzeichnis über die Ausgaben zu dem Neubau einer Badeanstalt und Mikwe und übrigen Kosten“ beginnen im Juni 1839 die Bauarbeiten. Zunächst haben „2 Maurer 2 Handlanger 21 Tage gearbeitet mit Schnabs und Feierstunden und erhielten dafür über drei Taler Lohn“. Offenbar erhielten Bauarbeiter vom Auftraggeber Schnaps für die Pausen: Dieser Posten findet sich bei allen Bauarbeitern.

Penibel werden nun die Materiallieferungen und –kosten aufgelistet. Im Juli kamen mehrere Zimmerleute und weitere Handwerker. Größere Mengen von

Kalk, Sand, Back- und Bruchsteinen, Sparren, Latten, Bauholz, Dielen wurden verbaut.

Danach ist von einem massiven Bau auszugehen. Die Mikwe hatte direkten Zugang zum fließenden Wasser der Kleinen Werre, im oberen Gebäudeteil befand sich ein Badehaus mit einer großen und einer kleinen Wanne und Umkleideräumen.

Dafür wurden Roste, Ketten und Schlösser, Türen und Haken eingekauft, aber auch Leinenhandtücher beschafft. Auch in den folgenden Jahren investierten die Juden. Wohl nach einem Hochwasser wurde im Juni 1840 „Das Migte aufs Neu ausgegraben“ und nun mit einem haltbareren gemauerten Boden aus 200 Backsteinen ausgestattet.

Die Materialien und Leistungen lieferten christlichen Handwerker wie Schlosser Stock, Schreiner Tilker, Maurer Apel. Aber auch Kaufleute aus der jüdischen Gemeinde lieferten, so im Oktober 1839 „Herr Jonas Strelitz ... zwei Bettlagen und 6 Stü-

cke Leinen Handtücher“ und 1840 A. B. Weinberg ein neuer Kessel für 14 Taler.

Insgesamt entstehen in den ersten drei Jahren Kosten von 120 Talern, von denen ca. 99 aus der „Geber-Kasse“, Beiträgen aus der Gemeinde, gedeckt waren. So blieb für Vorsteher Raphaelson ein Defizit von 21 Talern, das er wohl selbst trug.

Die Mietzahlungen an Frau Sperling sind bis 1843 überliefert, der Vertrag war aber auf 24 Jahre geschlossen. So ist davon auszugehen, dass die Mikwe auch noch nach Errichtung der neuen Synagoge an der Komturstraße 1852 existierte, denn dort wurde trotz des in der Neustadt hohen Grundwassers keine Mikwe erbaut.

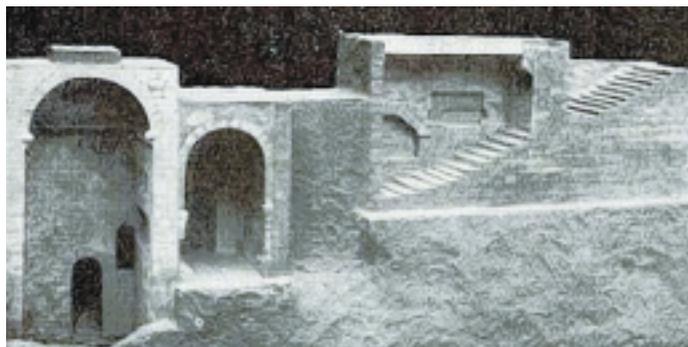
Wie lange das Badehaus existierte, ist unklar. 1888 erwarb der Weber Gustav Quade das Haus und Grundstück Petersilienstraße 4. 1890 errichtet die Firma Gustav Kopka auf dem Gelände am Bachlauf einen Pferdestall, der 1900 mit neuem Portal und Düngegrube ausgebaut wird.

1932 etabliert die Familie Noscinsky im früheren Pferdestall einen Wäschereibetrieb, der auch nach der Zerstörung des Vorderhauses im Krieg und der Zuschüttung der Kleinen Werre noch vorhanden ist.

Im Zuge der Überplanung des Gebietes an Holland und Petersilienstraße erlässt die Stadt eine Bausperre. Es gibt schon 1950 Planungen zu Parkplatz und Großtankstelle, die später durch den Neubau der Berliner Straße ersetzt werden.

1960 bricht das Abbruchunternehmen Willi Zinkl die Wäscherei ab, die Wohnbau errichtet an gleicher Stelle den Neubau der Stadtbücherei, heute noch Sitz der WWS (Wohn- und Wirtschaftsservice Herford GmbH).

Spätestens damit verlieren sich die letzten Spuren. Ob sich unter dem Pflaster des Parkplatzes hinter dem Haus noch Reste der Badehauses oder der Mikwe in der Kleinen Werre finden lassen ist mehr als zweifelhaft.



Mittelalterliches Ideal: Die Mikwe in Speyer; unten links wird das Bad von frischem Quell- oder Fließwasser durchströmt.

Tauchbad zur Erlangung ritueller Reinheit

Mikwe bezeichnet sowohl das Gebäude für das rituelle Tauchbad in einer jüdischen Gemeinde als auch dieses Tauchbad selbst. Das Wasser einer Mikwe muss reinstes lebendiges Wasser sein. Während in historischen Mikwen das Wasser meist kalt war, ist es in modernen Mikwen in aller Regel

geheizt. Fast jede jüdische Gemeinde ist oder war im Besitz eines solchen rituellen Tauchbades.

Der Zweck der Mikwe ist nicht das Erlangen hygienischer, sondern allein das rituelle Reinheit. Als rituell unrein gilt Blut oder das Berühren von Toten. Der Besuch der Mikwe

ist nach orthodoxer Tradition vorgeschrieben, wenn eine verheiratete Frau ihre Menstruation oder eine Entbindung hinter sich gebracht hat. Die Mikwe wird in traditionellen Kreisen auch von Männern vor Beginn des Schabbats oder vor Beginn von Feiertagen zum Untertauchen benutzt. C.L.

Die Waggonpusherin

Der historische Fahrbericht: Rangierlok „KöF Nr. 10“ der Herforder Kleinbahn von 1946

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Das kennen wir doch: Zündschlüssel rein und rumgedreht, eine Minute Vorglühen, Starthebel schwenken – und der Diesel macht Rabatz wie in einem alten LKW. Aber damit hören die Ähnlichkeiten schon auf.

Was sich da geräuschvoll warmläuft, ist eine Rangierlok. Eisenbahner nennen sie „KöF“, was soviel heißt wie Kleinlok mit Dieselmotor und Flüssigkeitsgetriebe. Als erstes Fahrzeug bewohnt sie die neue Halle des Kleinbahnmuseums in Enger. Auf dem Gelände des früheren Bahnhofs der Herforder Kleinbahn liegen seit kurzem wieder Gleise. Noch ist vieles in Arbeit, aber eine Strecke von knapp 40 Metern Schienenweg kann befahren werden. So kommt „KöF“ heute zu einer kleinen Ausfahrt.

Matthias Rasche gibt Gas. Dazu dreht der Kleinbahnspezialist an einer Art Lenkrad. Das Motorgetöse schwillt an, Scheiben scheppern, die Lok rollt los. Bald sind wir durch das Hallentor hindurch, rechts fließt der Bolldammbach. Sekunden später dreht unser Lokführer das Lenkrad zurück, stellt sich auf ein eindrucksvolles Bremspedal – Endstation.

Viel mehr muss eine solche Lok nicht können. In den 1930er Jahren schafften sich die europäischen Bahnen kleine, leichte Loks für den Rangierdienst an. Die schweren Güterzugloks sollten sich auf der Durchreise nicht mit dem lästigen Hin und Her der Wagen an den Bahnhöfen aufhalten. Zuvor hatten sich kleine Dieselloks vornehmlich bei Feldbahnen und in Bergwerken getummelt.

Unsere Maschine kam 1946 für 37.500 Reichsmark von Klöckner-Humboldt-Deutz in Köln nach Herford. Der Kleinbahnhof war ihr Revier. Sie holte Güterwaggons von der Staatsbahn. Wie die Lok waren sie mit



Baujahr 1946: Kleinlokomotiven wie die KöF Nr. 10 waren auf hunderten von Bahnhöfen in Europa als Dauerläufer im Einsatz – auch am Kleinbahnhof in Herford. Von dort wechselte sie zu SULO. Der HF-Testfahrer trägt eine original Herforder Kleinbahnjacke, die Mütze gehört zur Bielefelder Kreisbahn.

Fahrgestellen in der Regelspurweite von 1435 mm ausgerüstet. Damit sie auf der schmaleren Kleinbahnstrecke (Spur: 1 Meter) fahren konnten, bekamen sie auf zwei Spezialgleisen sogenannte Rollböcke untergeschraubt. Im Schlepp der schmalspurigen Kleinbahnloks ging es weiter, etwa zur Papierfabrik van Deylen in Valdorf, zur Magarinefabrik nach Lippinghausen oder zum Sägewerk Oldemeier in Spenge. Die „Köf“ war nichts weniger als die Schnittstelle der regionalen Bahnlogistik.

Auf der Rückfahrt steuern wir selbst. Ein stattlicher Hebel für die Fahrtrichtung will mit Kraft umgelegt werden. Dann wie gehabt: Lenkrad drehen, - „Fahrtschalter heißt das!“ – Getöse kommt, Lok rollt; das Hallentor zieht vorbei, auf die Bremse gestiegen, Ende. So einfach? Nochmal. Hebel rum, Lenk-, nein Fahrtschalter drehen und rollen

lassen bis das Gleis zu Ende ist. Das kann ja jeder.

„Schwierig ist was anderes“, meint auch Wilhelm Sunderbrink. Der Bahner im Ruhestand hat es von der Gleisbaurolle bis zum Fahrdienstleiter in Bielefeld gebracht und kennt sich aus. „Wer Kleinloksführer werden wollte, musste drei Wochen zur Einweisung in die Werkstatt nach Osnabrück, am Dienort die Vorschriften zu Signalen und Geschwindigkeiten lernen und zwei Prüfungen machen. Das war's.“ Schon hatte der Rangierer ein Dach über dem Kopf, brauchte nicht mehr so viel zu laufen und zwischen die Wagen zu kriechen, wie seine Kollegen ohne Lok.

Dampflokführer dagegen brauchten mindestens 10 Jahre, bis sie sich zur ersten Personenzuglok hochgedient hatten. Während die altertümlichen Dampfloks mit ihrem Gepuff

noch den Ton angaben, war die „Köf“ ein topmodernes Gerät. Ihr Geheimnis: Das Getriebe kommt ohne Zahnräder aus. Ein Pumpenrad und ein Turbinenrad drehen sich in einem ölgefüllten Gehäuse, berührungslos. Das Öl überträgt die Kraft. Ruckfrei, ohne Kuppeln und Schalten legt sich die Lok mit ihren 107 PS ins Zeug. Im geschmeidigen Anfahren liegt ihre Stärke. Für Temperamentsausbrüche ist sie nicht gebaut, bei 30 km/h ist Schluss. Am Ende muss sie ihre Waggons noch sicher zum Stehen bringen. Sind es mehr als drei, stellt sich ein zweiter Rangierer auf die Bremse.

Als 1966 das Aus für die Kleinbahn kam, blieb unsere Lok, wo sie war. Sie wechselte nur den Arbeitgeber und verschob Waggons bei rotem Blinklicht schräg über die Bündler Straße zu SULO. Die letzten Berufsjahre

Kleinbahn

Die Herforder Kleinbahn ging 1900 in Betrieb. Ihre Strecken reichten vom Weserhafen in Vlotho über Salzuflen, Herford, Enger bis Spengelwallenbrück. In Enger bestand Anschluss nach Bielefeld und Werther. Ab 1930 fuhr man elektrisch. Die größte Leistung: 92.000 Tonnen Güter und 4,5 Millionen Fahrgäste im Jahr 1947. Zunehmender Auto- und Busverkehr machten der Bahn zu schaffen; die letzte fuhr am 22. April 1966.

Legendär sind die Ausflugsfahrten zur Loose und an die Weser, ungezählt die vielen Ehen, die sich in den schaukelnden Wagen angebahnt haben. Der Verein Kleinbahnmuseum Enger hält die Erinnerung wach. Kontakt: Gerd Althoff, 05224/980041, g.althoff@enger.de

schaffte sie in einem SULO-Zweigwerk bei Fulda. Hermann Flachmann und seine Kleinbahnfreunde holten sie ins Museum nach Enger. Ist das Haus im Herbst eröffnet, macht der Schienen-Diesel am Bolldammbach wieder Rabatz.

Technische Daten

Loktyp Köf II, Betriebsnr. 10
 Hersteller: Klöckner-Humboldt-Deutz AG Köln, Nr. 47385
 Baujahr: 1946
 Achsformel: B
 Länge über Puffer: 6450 mm
 Gewicht: 16 t
 Spur: Normal (1435 mm)
 Motor: KHD-Diesel A6M517 R, 6 Zylinder, 107 PS, wassergekühlt
 Getriebe: Hydraulisch
 Anfahrzugkraft: 39,2 kN
 Höchstgeschwindigkeit: 30 km/h
 Bremse: mechanisch über Pedal



Fußbremse: Das Pedal rastet zwischen den Zähnen ein.



Kleinbahn-Fans: Matthias Rasche (l.) und Wilhelm Sunderbrink freuen sich auf den Start ihres Museums im Herbst.



Letzter Einsatz am Kleinbahnhof: Die KöF zieht die Waggons vom Gelände zur Staatsbahn. FOTO: KORTE

Frei ist man als Frau nie

Keyla Miosoti Ensenat de Garibovic aus der Dominikanischen Republik fängt wieder neu an

VON MONIKA GUIST

Geboren wurde sie 1977 in einem Land, von dem wir hier in Deutschland gewöhnlich träumen: In der Dominikanischen Republik, dem Land der endlosen Sandstrände und zahllosen Palmen. „Es ist etwas anderes dort aufzuwachsen, als dort Urlaub zu machen“, sagt Keyla. „Die Dominikanische Republik ist ein Dritte-Welt-Land.“

Am deutlichsten äußern sich die Probleme des Landes in der Hauptstadt Santo Domingo, Keylas Geburtsstadt. Hier wächst sie in bescheidenen Verhältnissen mit mehreren Geschwistern auf. Als Angestellter einer Bäckerei verdient der Vater nur das Nötigste, die Mutter kümmert sich um die Kinder.

Dennoch beschließt die Mutter, den Jungen einer Halbdominikanerin zu adoptieren. „Meine Mutter ist eine sehr hilfsbereite Frau. Als die junge Halbdominikanerin von einem Haitianer schwanger war, wusste sie nicht wohin. Warum das schwierig ist? Haitianer und Dominikaner verstehen sich nicht gut. Die Haitianer machen bei uns die Arbeit, für die Dominikaner zu stolz sind: Pflücken, schwer arbeiten. Die junge Frau hat zwei Jahre bei uns gewohnt und zog um. Ihr Junge blieb bei uns. Er ist unser Bruder geworden.“

Mit 16 Jahren gerät er in die Drogenszene der Großstadt und wird erschossen. „Drogen- und Mafiaprobleme sind ein spezifisches Problem unserer Hauptstadt. Santo Domingo ist wie New York, typisch Großstadt. Ich war neulich in Hamburg und fühlte mich dort mit all den Lichtern, der Schnelligkeit, den vielen Leuten und dem Lärm an Santo Domingo erinnert. Diese Hektik! Ich war froh, wieder nach Spenge zurückzukehren“, lacht Keyla heute.

Keyla geht zur Schule und bricht nach dem 8. Schuljahr ab. Ihre Mutter trennt sich von dem Vater und zieht nach Puerto Plata/Sosua an die Nordküste – lange 400 Kilometer von Santo Domingo entfernt. Als die Familie auseinanderbricht, findet sie Halt bei ihrem ersten Freund. Ein Grund mehr für die Mutter, Keyla in die neue Stadt mitzunehmen. „Wir hatten ein Zimmer. Und bei uns heißt ein Zimmer wirklich ein Zimmer und nicht eine Ein-Zimmer-Wohnung mit Küche und Bad. Ich kannte ein solches Leben nicht. Ich musste alles aufgeben – und hatte in Sosua nur ein Bett für mich, mehr nicht.“



Aufgewachsen unter Palmen: Keyla Miosoti Ensenat de Garibovic lebt jetzt in Spenge in einer eigenen Wohnung. Sie kommt aus der Dominikanischen Republik.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Sie lernt einen neuen Freund kennen, teilt sich mit ihm eine kleine Wohnung. „Ich lebte ein Jahr mit meinem Partner zusammen. Aber in der Domrep ist es so: Wenn man eine Chance hat, das Land zu verlassen, dann muss man diese Chance nehmen. Die Mutter meines Freundes arbeitete in Spanien und lud ihn zu sich ein. Ich habe ihn nie wieder gesehen.“

Keyla schlägt sich wieder alleine durch. Sie arbeitet in einem Hotel, später als Bäckergehilfin. Über eine Freundin bekommt sie den Kontakt zu einer Familie in Neuss, wo sie ein Jahr lang als Au-pair-Mädchen arbei-

tet. „Ich hatte Deutsch recht schnell im Griff. Ich liebe diese Sprache und hatte dadurch Orientierung. Damals konnte ich mir vorstellen, in Deutschland zu leben.“

Sie kann ihre Aufenthaltsgenehmigung nicht verlängern. Und kehrt nach Puerto Plata zurück.

Dort betreibt sie mit ihrer Freundin einen Imbissstand für Taxifahrer. „Rund um die Uhr haben wir Spaghetti, gebratene Salami, Käse und Eier angeboten. Und natürlich die grünen Bananen, die werden wie Kartoffeln gekocht. Die Taxifahrer haben auf ihren Motorrollern und

den kaputten Straßen ein hartes Leben. Ich war ihre Ansprechpartnerin“, erinnert sich Keyla nicht ohne Sehnsucht in den Augen.

Dann lernt sie ihren heutigen Mann kennen. Als Bosnier lebt er seit seinem 12. Lebensjahr in Deutschland und macht in der Dominikanischen Republik Urlaub. Er weicht zwei Urlaubswochen lang nicht von ihrer Seite.

Die deutsche Sprache ist ihre große Gemeinsamkeit. „Als er zurück nach Deutschland geflogen ist, sagte er, er würde anrufen. Das glaubt in der Domrep keine Frau so schnell!“ Doch er ruft 18 Monate lang regelmäßig

an. Ein Rettungsanker für ein besseres Leben?

Um sich näher kennen zu lernen, lädt er Keyla für drei Monate nach Deutschland ein. Sie möchten heiraten, was in Deutschland für zwei Ausländer nicht möglich ist. „Dann haben wir in Dänemark geheiratet – das ist wie in Las Vegas, nämlich viel unbürokratischer.“

Keyla ist seit acht Jahren verheiratet und lebt mit ihrer kleinen Tochter in Hückler – Aschen in einem Haus mit Garten und Hund. Doch ihre Ehe verläuft nicht glücklich, das Paar geht heute getrennte Wege.

Letzte Woche ist Keyla mit ihrer Tochter nach Spenge in eine eigene Wohnung gezogen. Sie möchte eine Ausbildung machen und für ihre Tochter sorgen. „Ich weiß nicht, ob meine Entscheidung hier zu leben hundertprozentig richtig ist. Schließlich leidet in der Domrep niemand Hunger. Aber meine Tochter hätte keine Chance dort.“

Hier kann ich für sie als Allergiekranke Arzneimittel über die Krankenkasse bekommen. Schule, Ausbildung, Studium sind hier besser zu finanzieren als dort. Ich muss jetzt für dieses kleine Wesen sorgen, das eine Zukunft haben muss. In Deutschland leben, das wünsche ich mir. Hier in Spenge bin ich zwischen zu Hause, mit all meinen Freunden aus den verschiedensten Ländern der Welt. Aber frei ist eine Frau nie“, sagt Keyla.

Sie bedauert, ihrer Tochter das gewohnte Zuhause wegzunehmen – und fühlt sich an ihre eigene Kindheit erinnert, als sie ihrer Mutter an die Nordküste folgen musste.

Und sie ist wieder auf sich allein gestellt – vielleicht ein neuer Weg der freien Entscheidungen?



Der Traum vom eigenen Garten: Schon als junges Mädchen wollte Keyla ein Stück Land besitzen. Weil sie eisern spart, kann sie ihren Wunsch erfüllen.



In der Imbiss-Küche: „Hier war immer etwas los. Die Leute sind fröhlich in der Domrep.“



Am Bananenbaum: „Dieses Foto ist wichtig für mich: Es zeigt mich mit einer sehr guten Freundin.“

Jeder ist mal dran mit Futter holen

Von Hühnern und Eiern: Barfuß im Hühnerpirk und andere Erinnerungen

SERIE
ZURÜCK
GEDACHT

H F-Leser erinnern sich an Erlebnisse mit dem lieben Federvieh.

Als wir den Hof meiner Schwiegermutter umbauen, kam sie bei den Umbauarbeiten dazu und erinnerte sich an die Hühner, die früher auf dem Hof lebten. Sie erzählte, dass die Hühner im Garten alles kaputt gemacht hätten. Es wäre nicht daran zu denken gewesen, sie frei herumlaufen zu lassen. Und sie freute sich, dass die Zeit der Hühnergülle vorbei ist. Denn Hühnergülle sei die schlimmste von allen.

Petra Scheidemann, Herford

Ich komme aus Niedersachsen, wo mein Opa Hühner hatte. Als Kind war für mich das Hühnerschlachten am interessantesten. Nachdem die Hühner gerupft waren, wurden die letzten Stoppeln mit Spiritus eingerieben und abgebrannt. Bei einer solchen Aktion kam wohl zu viel Spiritus auf das Huhn, das auf einem alten Campingstuhl lag. Plötzlich war der Campingstuhl in Brand gesetzt, der mitsamt dem Huhn rausflog.

Lars Obermann, Enger

Wir wohnten am Stadtrand, wo es eher ungewöhnlich war, Hühner zu haben. Aber unsere Nachbarn hatten welche. Im Sommer waren sie immer draußen. Heute noch sind für mich der Hahnenschrei und das Hühnergeacker typische Sommergeräusche. Das war auf einem Ferienbauernhof in Mallorca ähnlich. Allerdings fingen dort die ungefähr 35 Hähne schon mitten in der Nacht mit dem Krähen an. Das kann dann auch zu viel der Sommergeräusche sein.

Regine Krull, Enger

Unser Verein „Vom Korn zum Brot“ hat nunmehr seit 20 Jahren eine muntere Hühnerschar. Die Besucher freuen sich über die freilaufenden Hühner, die ohne Scheu unter den Tischen nach Brotkrumen suchen. Interessierte erkundigen sich nach den Rassen der bunt gemischten Hühner. „Wie heißt denn euer Hahn?“ werde ich auch oft gefragt. Dann muss ich erst überlegen. Unserm erster Hahn hat unser Vereinsgründer



Leben mit dem Federvieh: Hofhund, Bollerwagen, Leitern gehören in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zum Alltag der Menschen im Ravensberger Land. Der kleine Junge mit Matrosenanzug und Kniestrümpfen ist zu Besuch gekommen.

FOTO: KAH (SAMMLUNG DÜMM)

Helmuth Wehage den Namen „Heinrich“ gegeben. Die nachfolgenden Hähne haben wir einfach durchnummeriert, wie „Heinrich der Zweite“ etc. „Wie heißt denn der Hahn?“ fragte mich letztlich eine Kindergärtnerin, die mit Ihren Schützlingen zu Besuch war. „Heinrich der Achte“! hörte ich mich sagen. – Das passt, dachte ich bei mir, wie doch der englische König „Heinrich VIII“ berühmt für seine sechs Ehefrauen war!

Ulrich Flachmann, Löhne

Bei uns in Lemgo sagten wir zum Hühnerstall „Hühnerpirk“, oder so ähnlich. Ich weiß nicht, woher das Wort abgeleitet ist. Wir Kinder sind im Hühnerpirk viel barfuß herumgelaufen und heute noch weiß ich, wie es sich anfühlt, in die Hühnerhinterlassenschaften zu treten.

Axel Piepke, Kalletal

Unsere Hühner hatten ihren Stall im ersten Stock. Vom Gehege aus mussten sie eine hohe Leiter hinaufsteigen. Bekamen wir junge Hühner, wussten sie mit der Leiter zunächst nichts anzufangen. Irgendwie brachte mein Vater es ihnen aber trotzdem bei. Der beste Trick bestand darin, ein älteres Huhn übrig zu lassen. Wenn die jungen es dann gelernt hatten,

konnte das ältere auch in den Pott. Gut erinnere ich mich, dass wir Kinder uns vor aggressiven Hähnen in acht nehmen mussten – wir sind also lieber weggerannt. Heute haben wir mit drei Familien und jeweils 5 Hennen eine Hühnerhaltungsgemeinschaft. Jeder ist mal dran mit Futterholen und alle haben frische Eier.

Dieter Schorege, Spenge

Mein Opa nahm mich eines Sonntags mit zur Geflügelschau im Nachbardorf. Bei der Tombola habe ich dann ein Huhn gewonnen, das erst in Opas Tasche und dann zuhause ins Gehege kam. Dort traf es meine Henne nicht so gut an. Als einziges weißes Exemplar unter lauter braunen Hennen wurde es solange gemobbt, bis es einige Sonntage später zum Mittagessen auf dem Tisch landete.

Christoph Mörstedt, Verl

In meiner Kinderzeit gehörten Hühner zur Familie. Mein Lieblingshuhn hieß „Oma“, weil es schon alt war. Eines Tages war es verschwunden. Wir Kinder suchten, bis wir es nach Tagen fanden: Es war zwischen Strohhallen gerutscht. Wir befreiten es und waren heilfroh, während „Oma“ sich auf ihr Futter stürzte. Doch die Freude währte leider nur kurz. Eines Morgens

lag die Henne regungslos in der Tränke. Hühner können eben nicht schwimmen.

Maria Rother, Verl

Als ich Kind war, liefen Hühner auf jedem Bauernhof frei rum. Ich wunderte mich, dass jedes Huhn wusste, wo es täglich ein Ei ablegen musste und zwar im Stall und nicht draußen. Als Flüchtlinge waren wir bei einem Bauern untergebracht. Einmal sagte meine Mutter: „Wenn du vom Spielen nach Hause kommst, dann bring bitte ein Ei mit. Hier hast du 20 Pfennig.“ Als es dunkel wurde und ich nach Hause musste, bat ich die Bäuerin, mir ein Ei zu verkaufen. Sie fragte: „Was will Mutti denn aus einem einzigen Ei machen?“ „Sie will für uns Rührei machen“, sagte ich. Da gab sie mir zwei Eier. Ich musste aufpassen, die Eier heile, eines in jeder Hand, nach Hause zu bringen.

Gudula Heining, Spenge

Nach dem Schlachten bekamen wir Kinder früher die Hühnerfüße. Die konnten wir an den Sehnen wie Marionetten bewegen und über den Tisch laufen lassen.

Christoph Laue, Herford

Ich erinnere mich an kopflose Hühner – arme Hühner, die

nach dem Schlachten kopflos durch die Gegend flatterten. Schauerlich!

Monika Schwidde, Gütersloh

Gemeinsam mit meiner Schulkollegin machten wir morgens auf dem Weg zur Schule einen Abstecher bei deren Hühnern. Unsere Aufgabe war es, sie zu füttern. Für mich war das etwas Besonderes, weil wir kein Kleinvieh hatten. Heute gibt es keine Spuren mehr von dem Hühnerstall mit seinen ehemals 10 Hühnern.

Monika Lohoff, Bünde

Als unartiges Kleinkind wurde ich einmal von unserer ungarischen Kinderfrau in ihr winzig kleines Bad gesperrt. Da es in meiner Heimat in Rumänien keine Tiefkühl-Hähnchen gab, besorgte sich jeder seine Hühner lebendig vom Markt. Mit zusammengebundenen Füßen warteten sie dann meist in der Badewanne auf ihr blutiges Ende. Als ich jetzt heulend ins Bad gesperrt worden war, merkten das Huhn und ich schnell, dass wir nicht allein waren. Wir waren beide irritiert und das Huhn flatterte wie verrückt um meinen Kopf. Heute noch ist mir jegliches Flattergeräusch ein Greuel.

Monika Guist, Bielefeld

Das Ravensberger Armeleutehuhn

Als der Landrat sich um die „Hebung der Geflügelzucht“ kümmerte und Lehrer „Fittkevereine“ gründeten

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Martin Siekmann weiß, was kommt. Deshalb stellt er seine Brutmaschinen gerne in Schulen und Kindergärten auf. Knacken nach 21 Tagen die ersten Küken die Eierschale, kennt das Entzücken keine Grenzen. Strahlende Kindergesichter entdecken in schlüpfenden Küken das Wunder des Lebens.

Was da schlüpft, ist der Nachwuchs des Westfälischen Totlegerhuhns. Darauf ist Martin Siekmann spezialisiert. Der Vorsitzende des Kreisverbandes Herford der Rassegeflügelzüchter kümmert sich um eine Hühnersorte, die noch 1994 die „gefährdete Nutztierasse des Jahres“ war.

Wie das Rhönschaf oder das Bentheimer Schwein war der Bestand der Westfälischen Totleger kurz vor Null angekommen. Dabei gehörte diese Rasse einmal zur Grundausstattung von Haus und Hof in Westfalen, speziell im Ravensberger Land.

Der eigentümliche Name hat mit „Tod“ nichts zu tun. Er stammt aus einer Verballhornung des plattdeutschen Worts für „Dauerleger“. Stättliche 180 bis 220 Eier legte die gewöhnliche Totlegerhenne im Jahr. Die Hühner waren robust genug für das Klima im Hügelland, versorgten sich mit Futter weitgehend selbst, konnten gut fliegen und passten auf sich auf. Sperber und andere Feinde hatten es schwer mit ihnen.

Was sie brauchten, war freier Auslauf. Den hatten sie im Ravensberger Land mit der typischen Streusiedlung reichlich. Spinner und Weber, alle auf Selbstversorgung angewiesenen „kleinen Leute“ hielten selbstverständlich Hühner. Komfortable Ställe und teures Körnerfutter konnten sie aber nicht bieten. Anspruchslose Armeleutehühner waren gefragt. Die Totleger



Der Züchter: Martin Siekmann kümmert sich mit Hingabe um die Westfälischen Totleger. Dabei kommt es auf Schönheit und Leistung an. Mit seinen Tieren hat er schon etliche Meisterschaften gewonnen. Für den gelernten Dreher gehören Tiere seit Kindertagen zum Leben dazu.

gehörten in die Gegend zwischen Teuto und Wiehen, weil sie genau dafür gezüchtet worden waren.

Dann schritt der Landrat ein. 80 Millionen Mark gab Deutschland 1896 für Importeure aus, noch mal 50 Mio. für ausländisches Geflügel. Das war der Reichsregierung ein Dorn im Auge. Eine nationale Kraftanstrengung zur „Hebung der Geflügelzucht“ kam auf die Tagesordnung. Die Regierung in Minden, der Landrat in Herford und die Amtleute im Kreis zogen Bilanz. „Die wenigsten Bauern haben hier ordentliches Geflügel“, hieß es aus Gohfeld-Mennighüfen, während Spenge vermeldete, es seien „in jeder Haushaltung gute Hühner vorhanden.“ In Vlotho war ein Verein von 50

Züchtern aktiv. Sie betrieben eine Zuchtstation und beteiligten sich an Ausstellungen in Herford.

Dort gab es bereits seit 1860 den Zuchtverein „Fauna“, der älteste dieser Art im Kreisgebiet. Die Mindener Regierung drängte nun darauf, in jedem Amtsbezirk Zuchtvereine zu gründen. Die Volksschullehrer sollten sich darum kümmern, die Züchter sich auf wenige Rassen beschränken und die Eier gemeinsam vermarkten.

Waren bis dahin hauptsächlich Männer mit dem Thema befasst, bot die Landwirtschaftskammer jetzt Kurse für Frauen an, die in der Geflügelzucht tätig waren. Der Erfolg war durchschlagend.

Hühnerhalter organisierten

sich in Genossenschaften. Eiersammelstellen wurden beispielsweise in Enger und Herford eingerichtet, die Eier zu guten Preisen bis Bielefeld verkauft.

Leute mit Geld wandten sich der Geflügelzucht zu. Die Vereine trugen die Modernisierung mittlerweile ohne Antrieb durch die Behörden. Ihre Zahl nahm zu, die Anzahl der Ausstellungen ebenfalls. Die Ravensberg-Schau, vom RGZV Spenge 1925 aus der Taufe gehoben, entwickelte sich zu einer der größten Schauen in Ostwestfalen-Lippe.

Ihren absoluten Rekord erreichte sie 1992 mit mehr als 3.221 Tieren. Sie findet in diesem Jahr zum 55. Mal statt. 30 Vereine mit mehr als 1.500 Mitgliedern sind aktuell im Kreisverband Herford aktiv. Selten ge-

worden sind hingegen unsere Westfälischen Totleger. In den 1920er Jahren gab sich kein Züchter in der Nähe mehr mit ihnen ab. Weiße Wyandotten, schwarze Minorca und rebhuhnfarbige Italiener hatten ihnen den Rang abgelassen. Kurz vor dem endgültigen Aus jedoch drehten einige weitsichtige Liebhaber des vitalen, charismatischen Federviehs das Ruder herum. Heute ist die Rasse über den Berg. Bewundern kann man sie zum Beispiel im Freilichtmuseum Detmold – oder beim Schlüpfen im Kindergarten.

Henne oder Ei?

◆ Eier ausbrüten in Kindergarten und Schule, Zucht und Haltung von Westfälischen Totlegern: Infos bei RGZV Lenzinghausen, Martin Siekmann, Tel. 05225-2654.

◆ Ostereier suchen am Osteronntag, 11.00 Uhr: Rürupsmühle in Löhne-Wittel, dort auch Enten, Hühner und voraussichtlich eine Glucke mit Küken. Tel. 05732-2688 (Doris

Wehage).

◆ Freilichtmuseum Detmold: Je ein silberner und goldener Totlegerstamm freilaufend beim Paderborner Dorf, geöffnet ab 1. April.

◆ Hühnerhaltung schult den gesunden Menschenverstand. Kontakte: www.rgzvereine-kv-herford.de. Nächste Ravensberg-Schau: 26./27. September, Wallenbrück.



Geschlüpft: Schon nach einer Woche können Totleger-Küken fliegen. Nach 14 Wochen sind Hennen ausgewachsen,

Westfälische Totleger

Totleger entwickelten sich aus der Familie der Sprenkelhühner und den westfälischen Landhuhnformen. Sie sind leicht aufziehbar und frohwüchsig, fleißige Legehühner und Futtersucher. Die Form entspricht dem kräftigen, kastenförmigen Landhuhn, mittelhoch mit voller Befiederung und Rosenkamm. Zwei Farbschläge kommen vor: silber und gold. Der Hahn wiegt bis 2,5, die Henne bis 2 Kilo. www.g-e-h.de/geh-gefl/westfael.htm

Plattdeutsch für Anfänger

VON GERD HEINING

Wenn im Sprachen-Programm der Volkshochschule „Plattdeutsch“-Seminare angezeigt werden, geht es meist um die Einstudierung eines Theaterstücks oder um plattdeutsch geleitete Wanderungen. Doch das Interesse an unserer Mundart wächst; auch in Kindergärten und Grundschulen versuchen engagierte „Plattdeutsche“ dem jungen Volk Spaß an der Sprache zu vermitteln. Inzwischen sind dafür systematische Lehr- und Lernprogramme entwickelt worden. Daher sollte auch im VHS-Programm bald ein Kurs „Wui leihert Platt kuüern“ angeboten werden. Um ein solches Angebot vorzubereiten, laden Volkshochschule und Kreisheimatverein zu einem Arbeitskreis ein, der vorhandenes Material sichtet und eine Lehrgangskonzeption entwickelt. Er trifft sich am

Dienstag, 31. März, 18.00 Uhr VHS, am Münsterkirchplatz 1, Raum 503. Infos darüber auch bei Gerd Heining, 05225/3657.

☆

Niu fäll mui no oin Votelsel bui, dat us in ollen Druiben un Deon in Saken Platt wat wuisen kann un huapen löt. Mangens dücht mui, et günge us os de Poggen, de in oinen Schmandpott fallen was. Riutklaijjen was nich möglich. De Poggen will sik owwer äok nich domedde affuinen, dat soi in den Schmand vosüope ... un fang an to strompeln. Un strompele un strompele. Met'n Moale miarke soi: Do es wat Faset unner de Foide! Van Schmand weoert Boddern. Oin Sprung – un de Poggen hüpe vognoit in de Welt.

Lot't us füdder strompeln.



Nach Dachau gestorben: Hans Juchenheim



In Stutthoff verschollen: Lore Juchenheim



In Dachau gestorben: Vater Alwin Juchenheim

Vlothoer Schicksale

Ein Gedenkbuch für die Opfer der Judenverfolgung

Die Kinder Lore und Hans Juchenheim, 15 und 13 Jahre alt, kamen am 6. Dezember 1941 aus Holland nach Hause. Sie waren fast drei Jahre vorher von ihren Eltern Alwin und Paula unter dem Schock der Novemberpogrome nach Zaandam zur Großmutter gebracht worden, damals noch ein sicherer Ort vor der immer stärker einsetzenden Judenverfolgung in Deutschland.

Die Eltern hatten Anfang Dezember die Mitteilung erhalten, sich für den Transport „in den Osten“ bereit zu machen. Ob sie ahnten, welches Schicksal ihnen bevorstand, als sie daraufhin ihre Kinder zurückholten?

Alwin Juchenheim begründete den Schritt: „Wenn wir gehen müssen, gehen wir zusammen.“ Auf den am 9.12. 1941 unterzeichneten Anträgen der Kinder auf „Ausstellung einer Kennkarte“ (versehen mit dem großen J für Juden!) ist das Datum der Rückkehr verzeichnet.

Vier Tage später wurde die Familie Juchenheim – wohnhaft in

der Langenstraße 16 in Vlotho – mit dem ersten ostwestfälischen Transport von Bielefeld aus deportiert.

Für die Familie begann eine lange Leidenzeit in verschiedenen Lager und KZs. Vom Ghetto Riga ging es nach Kaunas, Mutter und Tochter kamen im Juli 1944 nach Stutthoff und sind dort verschollen, Vater und Sohn kamen nach Dachau, wo der Vater in einer Außenstelle am 6.12.1944 starb. Hans Juchenheim erlebte noch die Befreiung des Lagers Dachau, starb dann aber am 2. Juni 1945 an Fleckfieber.

Dies ist eines der bedrückendsten Schicksale in dem von der Mendel-Grundmann-Gesellschaft Vlotho herausgegebenen Gedenkbuch. Aber eben auch nur eines. Sofort stellen sich Fragen wie: „Warum haben die Eltern die Kinder nicht in Holland, in Sicherheit gelassen?“ oder „Was hätte ich in der gleichen Situation getan?“

Diese Fragen bleiben unbeantwortbar. Um so wichtiger ist die

Aufarbeitung dieser Schicksale. In jahrzehntelanger akribischer Arbeit haben die Mitglieder der Mendel-Grundmann-Gesellschaft, insbesondere Manfred Kluge und Helmut Urbchat, dies getan. Ergebnis ist das beeindruckende Buch, dessen äußerer Anlass die Verlegung von Stolpersteinen durch den Künstler Gunter Demnig 2006/07 war. „Mit den Stolpersteinen sind die Vlothoer Juden symbolisch wieder in unsere Stadt zurückgekehrt“ schreiben die Autoren in der Einführung.

Sie geben mit zahlreichen Bildern und Dokumenten – von denen viele zum ersten mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten – den durch die NS-Verfolgung verlorenen Menschen ein Denkmal und bleibendes Dokument.

Gedenkbuch für die Vlothoer Opfer des nationalsozialistischen Judenverfolgung, Sie waren Bürger unserer Stadt, hg. Von der Mendel-Grundmann-Gesellschaft e. V. Vlotho 2008

Christoph Laue

HF jetzt auch im Internet

Das HF-Magazin ist jetzt auch im Internet zu lesen. Unter www.kreisheimatverein.de sind die jüngsten zehn Ausgaben als pdf-Dateien eingestellt. An gleicher Stelle findet sich die Bibliographie. Alle HF-Artikel von 1992 an sind verzeichnet. Der Kreisheimatverein bewahrt die gedruckten Exemplare auf. kreisheimatverein@kreis-herford.de.

Reaktionen auf das Lkw-Foto

Das Titelfoto der letzten HF-Ausgabe (Nr. 67) mit dem Lkw im Schnee vor dem Friedrichsgymnasium aus dem 2. Weltkrieg hat Reaktionen hervorgerufen: Das Fahrzeug ist kein Magirus-Lastwagen sondern ein Hansa-Lloyd, ein Vorläufer des Borgward, bemerkt HF-Leser Harting aus Bielefeld. Leser Kahl weist darauf hin, dass der Lkw nicht Kohlen, sondern Koks geladen hat, in der Tat besaß die Schule eine Koksheizung. Der auf dem Foto abgebildete Mitarbeiter Lemkeyer wurde 1955 bei einem Arbeitsunfall getötet, wie seine Enkelin mitteilt. HF bedankt sich für die Hinweise.

HF Magazin Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), verantw. für Red. H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J. Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D. Küster Nachf. + Presse-Druck GmbH & Co KG Bielefeld

Meine Nr. 1 im Kreis Herford

Ihre Neue Westfälische mit vielen Extras – es lohnt sich!



Nur in Ihrer Neuen Westfälischen: das HF-Geschichtsmagazin!

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford, wissenschaftlich, spannend und unterhaltend.

